

ITINERA

Fasc. 23 · 1999

Geschichte(n) für die Zukunft?

Vom Umgang mit Geschichte(n)
im Jubiläumsjahr 1998

Herausgeber/Editeur: Albert Tanner

*Allgemeine Geschichtsforschende
Gesellschaft der Schweiz*

Société Générale Suisse d'Histoire

Società Generale Svizzera di Storia

Zur Rolle eines Historikers angesichts von Jubiläen und Orientierungskrise

Thomas Maissen

Durch meine journalistische Tätigkeit für die *NZZ* bin ich als ausgebildeter Frühneuzeitler mit gegenwärtigem Forschungsschwerpunkt im 17. Jahrhundert unvermittelt in die aktuellen Debatten zu Zeitgeschichte und Jubiläen verwickelt worden und benutze deshalb gerne die Gelegenheit, einige Überlegungen über die Rolle der Historie und eines Historikers in diesem Zusammenhang anzustellen.

Ende 1996 regte mich der Chefredaktor (und Historiker) Hugo Bütler¹ an, in einer Serie die Berichterstattung der *NZZ* in den Jahren 1847 und 1848 zu präsentieren. Daraus entstanden rund 75 Artikel, die in den vergangenen zwei Jahren in der Zeitung und inzwischen auch – um die Vorgeschichte ab 1798 erweitert – als Buch erschienen sind. Auswahl, Form und Inhalt waren mir freigestellt. Wie aus Patrik Ettingers Medienanalyse hervorgeht, hat diese Artikelreihe zur Bundesstaatsgründung in der Kategorie «überregionale Medien der Deutschschweiz» die Schwergewichte deutlich zugunsten von 1848 verschoben, während in den anderen Kategorien offenbar 1798 oben auf schwang. Das war kein gegenwartsbezogener politischer Schachzug der *NZZ* oder später freisinniger «Triumphalismus»; die Serie drückt einerseits das bereits früher gepflegte Interesse für die Geschichte der eigenen Zeitung aus, zum anderen ihr Bekenntnis zum liberalen Staat von 1848. Vor allem proportional klar weniger gegenwärtig war in der *NZZ* das Jubiläum von 1798; soweit es mich betraf, war dies eine reine Frage der Arbeitskapazität. Dagegen deckte die *NZZ* das dritte Jubiläum von 1648 im schweizerischen Vergleich am stärksten ab, wobei sich aus meinem eigenen Forschungsinteresse Synergien ergaben.

Die Serien zu 1847 und 1848 beruhten auf einer einzigen, aber extensiv ausgewerteten zeitgenössischen Quelle und der Sekundärliteratur. Dank ausgiebigen Zitaten der damaligen *NZZ* aus anderen Zeitungen gelang es auch, die Positionen und die Sprache der protestantischen und katholischen Konservativen deutlich aufzuzeigen und nicht bloss die Siegeregeschichte nachzuzeichnen. Wo dies von den Quellen her möglich war, wurden Fragen der jüngeren Forschung aufgegriffen, etwa die Bedeutung wirtschaftlicher Anliegen für die Bundesstaatsgründung. Absichtlich wurde auch die Entwicklung im Ausland gebührend geschildert, woraus die internationale Bedingtheit der schweizerischen Entwicklung deutlich werden sollte. Bei solchen Problemen lagen die aktuellen Parallelen auf der Hand, ohne dass

sie ausdrücklich thematisiert worden wären. Insofern war die Serie – um Albert Tanners maliziösen Rekurs auf Nietzsche aufzunehmen – vorwiegend «antiquarisch»: Sie vermittelte Faktenwissen und Atmosphärisches zur Bundesstaatsgründung als einem zentralen und in mancher Hinsicht wegweisenden Moment der Schweizergeschichte.

Entsprechend waren die Reaktionen auf die Serie geteilt, soweit sie mir überhaupt zu Ohren kamen. Grundsätzlich war das Echo desto positiver, je vertrauter der Gegenstand der betreffenden Person war. Mit einigen Lesern ergaben sich daraus briefliche und auch mündliche Diskussionen – aus gemeinsamem Interesse und ohne grundlegende Divergenzen. Kritisiert wurde, auch von Kollegen innerhalb der *NZZ*, dass einem historischen Thema so viel Platz gewidmet wurde. Historiker, die dem Thema fernerstanden, beanstandeten ausserdem das Niveau, das wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügt habe, sowie die Ausrichtung auf die *NZZ* («Nabelschau»).

Dabei handelt es sich um wohl unvermeidliche Meinungsunterschiede und einen Problemkreis, auf den am Luzerner Podium Kurt Imhof eindrücklich hingewiesen hat. Die Geschichte als historische Sozialwissenschaft wird zu einer Expertenkultur mit ihren zünftischen Regeln und Zwängen, aber gerade auch sprachlich wenig Zugang zum breiteren Publikum. Eine Figur wie Edgar Bonjour, der vor fünfzig Jahren gerade auch bei den Jubiläen publizistisch sehr präsent war, ist heute kaum mehr denkbar. Eine Rolle, die sich mit identitätsstiftendem Wirken der Historiker im Nationalstaat vergleichen lässt, können in der gegenwärtigen Umbruchsituation interessanterweise eher einige Germanisten (Peter von Matt, Adolf Muschg) spielen. Gleichzeitig ist die Nachfrage nach historischer Sinnstiftung in einem nur über seine Geschichte zu erklärenden Staat wie der Eidgenossenschaft sehr gross – und umgekehrt auch die Abneigung gegen «die» Historiker, welche sich nur in der Dekonstruktion des Geschichtsbildes üben. So hat unsere Zunft in den letzten paar Jahren von einem Boom und entsprechenden Aufträgen profitiert, die aber mit manchen Anfeindungen einhergehen.

Insofern diese politischen Charakter haben, sind sie in einer Orientierungskrise unvermeidlich und deshalb hier nicht weiter zu erörtern. Dagegen muss man sich fragen, ob die erhöhte Aufmerksamkeit genutzt wurde, die dank Jubiläen und Weltkriegsdebatte den professionellen Historikerinnen und Historikern zugewendet wurde. So lässt sich wohl nicht bestreiten, dass die vier sehr interessanten AGGS-Aufsatzbände kein breiteres Publikum erreicht haben – und letztlich auch nicht darauf ausgerichtet waren, obwohl der Auftrag eigentlich so gelautet hatte. Vielleicht ist das unumgänglich: Wenn wir Geld kriegen, dann schreiben wir eben Aufsätze.

Noch diskussionswürdiger scheint mir, dass sich im Selbst- und Fremdbild die Vorstellung einer «kritischen» Geschichtsschreibung durchsetzt, welche

die überlieferten «Mythen» dekonstruiert. Damit bringe ich nichts Grundsätzliches gegen die Analyse von Geschichtsbildern vor, die mir selbst auch sehr am Herzen liegt. Aber setzen wir uns nicht auf ein gar hohes Ross, verkennen wir nicht die Bedingtheit auch der eigenen historiographischen Produktion, wenn wir das in mancher Hinsicht imposante Werk unserer Vorläufer bloss als nationalideologisch geleitete Konstruktion abtun, als welches zu entlarven uns Neunmalklugen nicht schwerfällt? Es ist insofern nicht ganz unverständlich, wenn auch bedauerlich, dass, gerade in der Weltkriegsdebatte, als Bollwerk gegen die generell als «links» (und regional offenbar eher als deutschschweizerisch) angesehene «kritische Geschichtsschreibung» ein letztlich apologetischer Quellenfetischismus vertreten wird, der die überlieferten Zitate der Betroffenen zur einzigen Grundlage dessen erklärt, «wie es wirklich gewesen ist».

Dürfen wir der Spannung zwischen unbefriedigender Quellenlage und beschränkter Interpretationsgabe einerseits und öffentlichem Deutungsbedarf andererseits ausweichen, indem wir postmodern alles zum Mythos erklären oder umgekehrt – mit Jean-François Bergiers gut gemeinter, aber missverständlicher Forderung – aufklärerisch von Mythen und Antimythen Abstand nehmen und die Wahrheit fordern? Sollten wir nicht besser mit der Einsicht leben, dass kollektive Geschichtsbilder für alle Gemeinschaften notwendig und zwangsläufig nur beschränkt wissenschaftlich sind, die Wissenschaft aber bei deren Ausgestaltung mitreden kann? Dies entspricht François Walters Imperativ: «Nous devons nous laisser instrumentaliser.» Das bedeutet: mitreden, mitstreiten (auch untereinander), die Geschichte kontrolliert (d.h. entsprechend den zünftischen Regeln) als Argument einsetzen und sie vermitteln.

Während der Luzerner Diskussion ist «Femmes Tour» als Beispiel gelungener Vermittlung angeführt worden. Dieser Erfolg macht Mut, darf aber über die Grenzen nicht hinwegtäuschen: Hier werden in einem stark akademisch geprägten Rahmen (in diesem Fall: weibliche) Gruppenidentitäten vermittelt. Ähnliche andere Beispiele sind denkbar. Was aber auf jeden Fall auch gefordert wird, sind Antworten auf die Fragen, was ein Schweizer ist, was eine Europäerin ausmacht. Von diesen Antworten, die immer auch Ausgrenzungen implizieren, sind wir betroffen ganz unbesehen unserer affektiven Nähe zu diesen politischen Zusammenschlüssen. Wenn wir nicht als Historikerinnen und Historiker bei der Formulierung solcher Antworten uneinhellig, aber mit vereinten Kräften mitreden, dann werden sie ausschliesslich von Menschen getroffen, die nicht nur bei der Instrumentalisierung von Mythen keine Hemmung haben.

Historiographie im Gedenkjahr

Eine Expertenkultur am Werk

Kurt Imhof

Die Beziehung der Geschichtswissenschaft zu Jubiläen ist belastet. Gerade in jüngster Zeit wird die sinnstiftende und legitimierende Funktion der Historiographie für sich feiernde Gesellschaften facettenreich herausgearbeitet.¹ Diese Selbstbeobachtung der Geschichtswissenschaft ist nicht neu. Ihre Hermeneutik befähigt sie, die von ihr produzierten Weltbilder selbst immer wieder als historische Artefakte zu begreifen. Das Dekonstruktive ist ihr gleichsam eigen. Allerdings wurden die Geschichtsbilder der «Mainstream-Historiographie» bisher im Rhythmus von Epochensprüngen bzw. Krisen und Umbrüchen dekonstruiert – und bis dato mit neuen Konstruktionen substituiert. Durch die Interaktion mit ausserwissenschaftlichen Akteuren konnten diese Geschichtsbilder eine beeindruckende politische Wirkung entfalten: Die moderne Gesellschaft lässt sich ohne Berücksichtigung der wirkmächtigen Konstruktionsleistungen der Nationalgeschichtsschreibung nicht beschreiben. Von den Modernisierungstheorien abgesehen, erzielten die Konstruktionen der Sozialwissenschaften nie eine vergleichbare (selbstüberzeugende) Geltung.

Wenn man nun aber den historiographischen Niederschlag in den sprachregional gegliederten schweizerischen Medienarenen im Gedenkjahr 1998 betrachtet, dann entdeckt man Neues.² Auf der Basis ihrer post-ideologiekritischen Selbstbeobachtung hat sich die Geschichtswissenschaft noch nie so stark als Konstrukteur beim Prozess des Nation Building verstanden, und gerade deshalb hatte sie noch nie solche Konstruktionshemmungen. Im Zuge ihrer Selbstreflexion professionalisiert sich die Profession, indem sie sich kritisch mit ihrer legitimations- und sinnstiftenden Funktion auseinandersetzt, und dies wiederum bedeutet den Verlust ihrer legitimierenden und sinnstiftenden Kraft. Damit verliert die Königin Geschichte das, was sie – pfründenreich – zur Königin gemacht hat, und sie fügt sich in die anderen Kulturwissenschaften ein. Gerade in ihrer öffentlichen Präsenz wird ersichtlich, dass die Geschichtswissenschaft in neuer Schlichtheit mehr und mehr gemäss dem Muster anderer wissenschaftlicher Expertenkulturen operiert. Wenn wir dies in wissenschaftssoziologischer Perspektive betrachten, dann

1 Vgl. etwa: Michael Mitterauer, *Millenien und andere Jubeljahre. Warum feiern wir Geschichte?* Wien 1998; Pierre Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1998.

2 Patrik Ettinger und Danièle Lenzin, *Die Jubiläen in den Printmedien. Resultat einer Medienanalyse*, 1999, in dieser Publikation S. 68–79.